noch vor etwas mehr als einem Menschenalter Unterricht darin erteilt worden ist.

Es ist außerordentlich überraschend, daß sich auf einer so kleinen Insel eine so hohe Kultur findet, umso mehr, als die Ueberlieferungen der Insulaner selbst keinen Zweifel daran lassen, daß ihre Vorfahren noch in gar nicht so ferner Vergangenheit Kannibalen waren.

—⊙—

Der Amulettkäfer

Von F. Fründt.

Bewunderungswürdig sind die Einrichtungen, welche manche Tiere treffen, um das Gedeihen ihrer Jungen zu fördern. Schmetterlinge legen ihre Eier gerade an solchen Pflanzen ab, welche den auskriechenden Raupen geeignetes Futter bieten; Bienen und Wespen bauen zierlich geformte Zellen oder Kämmerchen, entweder aus eigens erzeugten Stoffen oder in der Erde, wohl auch in altem Holze, andere wieder bilden Brutzellen aus Sand und Lehm, alle aber legen dem jungen Wesen, das aus dem Ei hervorgehen soll, einen Vorrat von Blütenstaub und Honig, oder von Insektenleichen als Angebinde in die Wiege. Ja es gibt Insekten, wie die Schlupfwespen, die mit Hilfe eines Legestachels ihre Eier in den Leib anderer Tiere, besonders der Raupen, einschmuggeln, sodaß die auskriechenden Larven gleich an voller Tafel sitzen. Aber auch die höhere Tierwelt liefert Beispiele genug von oft wunderbarer Fürsorge für die junge Brut. Warum zieht der Lachs aus dem Meere hinauf in die Flüsse und Bäche, warum zieht der Aal hinab ins Meer, um zu laichen? Auch die Art und Weise, wie manche Vögel ihre Nester bauen, die darauf verwendete Kunst, sowie die Auswahl des Stoffes und der Oertlichkeit fordern unsere Bewunderung heraus.

Ein sehr merkwürdiges Beispiel dieser Art, das schon im grauen Altertume die Aufmerksamkeit erregte, liefert der Pillendreher, der Skarabäus der Römer. Dieser Käfer, auch der „heilige Pillendreher" genannt, kommt in Nordafrika, aber auch in anderen, am Mittelmeere gelegenen Ländern vor. Er ähnelt teilweise unserem gemeinen Roß- oder Mistkäfer, ist etwas größer, von gedrungenem, gewölbtem Körperbau und von schwarzer Farbe. Wo Dünger, besonders vom Rinde, auf Viehweiden und auf Wegen zu finden ist, da stellt er sich ein, bald gesellen sich Männchen und Weibchen zueinander und gehen mit vereinter Kraft an die Arbeit. Indem sie in die Masse eindringen und ein größeres Stück herausheben, dann durch Schieben und Ziehen weiter befördern, entsteht allmählich eine Kugel, in welche vom Weibchen ein Ei eingebettet wird. Immer weiter entfernt sich der Kotballen von der Ursprungsstätte und wird immer vollkommener rund, aber auch immer trockener und fester; endlich wird die „Pille" von dem besorgten Elternpaar in die Erde versenkt und zugedeckt. „Und neues Leben blüht aus den Ruinen!" Die aus dem Ei hervorkriechende Larve nährt sich von dem Dünger, verpuppt sich, und an derselben Stelle, wo die „Pille" vergraben wurde, kriecht endlich der fertige Käfer hervor.

Der sonderbare Anblick, welchen der Pillendreher bei seiner emsigen Arbeit bietet, vielleicht auch die Regelmäßigkeit der Kugel, welche er in so einfacher Weise zustande bringt, hat die für alles Naturleben so empfänglichen und aufmerksamen Aegypter veranlaßt, ihn in ihren Tierkultus aufzunehmen. Wahrscheinlich erst später erhob ihn die priesterliche Allegoristik zum astronomischen Sinnbilde der Weltkraft, welcher allnächtlich den Sonnenball weiter nach dem Ostpunkte zurückschob. Die Griechen hielten das Bild für einen Taschenkrebs; daher das Sternbild des Krebses.

Nicht nur an Sarkophagen und Hieroglyphentafeln erscheint sein Bild, sondern es wurden Nachbildungen des heiligen Skarabäus an Stelle des Herzens, welches man aus den Leichen herauszunehmen pflegte, in die Mumien gelegt. Größere Bilder des Käfers wurden sogar mit Hieroglyphen versehen.

An Fingerringen trug man das Bildnis des Käfers als „Amulett". So erzählt Ebers in seiner „Uarda", wo er den Beginn einer Schlacht schildert: „Dieser trug einen hilfreichen, in einem Täschchen verborgenen Spruch am Halse oder am Arme, jener heilbringende mystische Augen, und die meisten Skarabäen an den Fingerringen." Der Käfer galt nämlich auch als ein Sinnbild der sich selbst erneuernden Kraft und Männlichkeit, als ein Symbol unerschütterlicher Treue. Doch scheint es, daß diese Bedeutung erst bei den Römern aufgekommen ist, bei denen es längere Zeit Sitte war, das Bildnis des Skarabäus auf Fingerringen zu tragen, ähnlich wie man heutzutage „Glücksschweinchen" und dergleichen als Anhängsel an Uhrketten und Armbändern zu tragen pflegt. Man glaubte, daß es nur männliche Skarabäen gäbe und daß er sich „aus sich selbst" zeuge.

„Mich zeugt weder ein Mann, noch werd' ich vom Weibe geboren, geh' aus mir selber hervor, aus eigenem Samen gezeugt", schrieb einst der Arzt Camerarius (16. Jahrhundert) unter das Bild eines Skarabäus. Angaben über den merkwürdigen Käfer findet man bei vielen Naturforschern des Altertums; nach ihnen erscheint er geradezu als ein Wundertier.

In manchen Gegenden Mitteleuropas hat man Gelegenheit, kleinere Arten von Pillendrehern zu beobachten, so den langbeinigen Sisyphus. Er hat die Gestalt des Skarabäus, ist aber kleiner, von mattschwarzer Farbe. Auffallend sind die langen Hinterbeine; mit ihnen zieht der vorangehende Käfer die Kugel nach sich. Es ist ein drolliges Bild, 10 bis 20 Pärchen nebeneinander in fieberhafter Hast arbeiten zu sehen. Zuerst wird der Dünger von den von allen Seiten eindringenden Käfern stückweise gehoben. Indem dann der eine Käfer unter den Brocken kriecht, der andere ihn mit den Füßen zieht, wird er bald hierher, bald dorthin gewendet und nimmt immer mehr die Gestalt der Kugel an. Nach allen Richtungen zerstreuen sich dann die Pärchen mit ihren „Pillen", denen sie das Unterpand ihrer Liebe anvertraut haben. Stört man sie in ihrer emsigen Arbeit, so kehren sie bald in größter Unruhe und Sorge zurück.

Die Gewohnheit, Kugeln aus Dünger zu formen, kommt aber nicht bloß den eigentlichen Pillendrehern zu, auch die gewöhnlichen Mistkäfer oder Roßkäfer tun dergleichen, nur sind sie wahre Stümper diesen gegenüber. Wo immer frischer Dünger auf Viehweiden oder Wegen liegt, da finden sich bald die brummenden Gesellen in saufendem Fluge ein.

Auch der zierlichere Mondhornkäfer, der ebenfalls bei uns auf Viehweiden vorkommt, formt schön gedrechselte walnußgroße Kugeln aus Dünger und vergräbt sie unter kleinen Erdhügelchen.

Was die kugelige Form der Pille anbelangt, so ist es überhaupt ein für die ganze Tierwelt geltendes Naturgesetz, daß alle Baue oder Hüllen, welche für die junge Brut angelegt werden, mehr oder weniger regelmäßig kugel- oder eiförmig sind. Man denke an die Zellen wildlebender Bienen, Hummeln, an die Hüllen vieler Schmetterlingspuppen, ebenso bei Käfern, Netzflüglern, an die Eierhäufchen der Spinnen, an die Nester der Vögel usw.

—⊙—

Königliche Anekdoten

Karl XII. weilte in Dresden zum Besuch des Kurfürsten und hatte dabei genügend Gelegenheit, die höfische Schwerfälligkeit kennenzulernen. Als er hörte, daß man in Dresden einen außerordentlichen Rat abhalte, sagte er: „Gebt acht, sie beratschlagen heute darüber, was sie gestern hätten tun sollen."

Ein Höfling sagte einmal zu Ludwig XIV. „Diese Nacht träumte mir, Euer Majestät machten mir ein reiches Geschenk." — „Wissen Sie denn nicht," entgegnete der König, „daß gute Christen den Träumen niemals Glauben schenken sollen."

Mit einem sehr bezeichnenden Wort beschloß Karl II. sein Erdenleben. Als die Höflinge wartend sein Sterbelager umstanden und schon viele Stunden vergangen waren, schlug der König noch einmal die Augen auf, lächelte und sagte: „Entschuldigen Sie, meine Herren, daß ich so lange warten lasse —!"

Ludwig XIV. befand sich einmal im Gespräch mit dem dicken Vivonne und dessen noch dickeren Vetter Aumont. Neckend riet er Vivonne, er möge sich doch mehr Bewegung verschaffen. Vivonne gab zurück: „Ich bewege mich täglich mehrmals um meinen Vetter Aumont."

Ludwig XV. fand ein besonderes Vergnügen daran, zu alten oder kranken Menschen seiner Umgebung von ihrem hoffnungslosen Zustande oder ihrem baldigen Tode zu sprechen. So sagte er einmal zu einem Herrn von Soubré: „Sie werden recht alt mein Lieber. Wo werden Sie sich denn begraben lassen?" — „Zu den Füßen Eurer Majestät," erhielt er zur Antwort.

Die Tochter eines französischen Königs betrachtete einmal die Hand ihrer Bonne, zählte die Finger und sagte erstaunt: „Wie? Sie haben auch fünf Finger an der Hand, genau wie ich?" Und dann zählte sie noch einmal und konnte sich über diese merkwürdige Uebereinstimmung nicht genug wundern.

Am Ausguck

Bewertung von Menschenleben.

In einer alten Kölner Chronik findet man folgende Bestimmungen über die Fangprämien für Raubwild und Wilddiebe, wobei bezeichnend ist, daß man Raubwild und Menschen auf eine Stufe stellt. Es wurden ausgesetzt für eine Wölfin 12 Reichstaler, für einen Wolf 10 Reichstaler, für eine Einbringung eines Wilddiebes aus den Königlichen Jagdrevieren 20 Reichstaler. Die Rettung eines Menschenlebens dahingegen wurde höchstens mit 3 bis 5 Reichstaler belohnt, auch dann, wenn der Retter in Lebensgefahr oder zu Schaden gekommen war.

Der schlagfertige Schiller.

Schiller lernte in seiner Jugend Harfe spielen. Als er einmal und zwar in Ludwigsburg bei offenem Fenster gewagte Akkorde und Läufe übte, rief ihm sein gegenüber wohnender Nachbar, der den rotlockigen Schiller nicht besonders leiden konnte, zu: „Herr Schiller, Sie spielen gerade wie der König David, nur nicht so schön!" — „Und Sie," erwiderte Schiller rasch gefaßt, „reden gerade wie der König Salomo, nur nicht so gescheit!" — R.

Ein schießlustiger Schah.

Als Schah Nassr ed-din von Persien Gast Lord Salisburys war, gab dieser ihm zu Ehren eine Gartengesellschaft in Hatfield. Zur Unterhaltung trug ein Kunstschütze bei, der vom Kopfe seiner Partnerin Korkpfropfen wegschoß. Dieses Kunststück gefiel dem Schah außerordentlich, und da ihm dies leicht dünkte, wollte er es selbst versuchen. Er nahm seine Repetierbüchse und richtete den Lauf zunächst auf Lord Salysbury, der darob nicht wenig entsetzt war und lebhaft abwinkte. Aber auch die Partnerin des Kunstschützen weigerte sich, dem Perserfürsten als Zielscheibe zu dienen; so verlangte der Schah, daß sein Premierminister ihre Stelle einnähme. Lord Salisbury mußte das Unglück aber von seinem persischen Kollegen abzuwenden, indem er sich vom Schah für einen Augenblick das Gewehr geben und es so erfolgreich zu Boden fallen ließ, daß es in Stücke zerbrach.

Die Nahrung der Seeschwalben.

Anläßlich zahlreicher Klagen der Fischerbevölkerung von Blackeney Point, einem atlantischen Vogelschutzgebiet, hat der Ornithologe Dr. W. E. Collinge eine Untersuchung der Nahrung der Seeschwalben vorgenommen. Die Fischer hatten behauptet, diese Vögel richteten die Küstenfischerei auf Schollenfisch zugrunde. Die Untersuchung erstreckte sich vornehmlich auf drei Seeschwalbenarten: Fischdieb, Stern und Zwergstern. Als Resultat wurde festgestellt, daß die Nahrung teils aus Heringen, Schellfisch usw., teils aus Schaltieren, Ringwürmern Weichtieren und Insekten bestand. In keinem Falle wurde eine Spur von Schollenfisch im Mageninhalt entdeckt. Die magere Ausbeute der Schollenfischerei kann nach diesen Untersuchungen nicht länger den Seeschwalben zugeschrieben werden. Freilich wird noch der Mitteilung des genannten Ornithologen noch einige Zeit vergehen, bis die Fischereibevölkerung von der Richtigkeit des Ergebnisses überzeugt ist u. für den Schutz der Brutstätten der Seeschwalben gewonnen ist.

—zb.

Chinas Handel unzerstörbar.

Trotz Aufruhr, Boykott, Streiks und Bürgerkrieg hat die chinesische Zollverwaltung ein Rekordjahr verbucht. Zur Erklärung dieses Paradoxons muß man sich in die Psyche des chinesischen Volkes hineindenken. Dieses Volk hat im Laufe der Jahrhunderte, selbst Jahrtausende, stets ohne Zusammenhang mit seinen Herren gelebt und gearbeitet; Chinas Herrscher sind nie viel mehr als Parasiten auf diesem ungeheuren Volkskörper gewesen. Revolutionen, Kriege, Sturz der Regierung, selbst der Dynastie, und alles was mit dieser zusammenhängt, dringen daher auch nie bis in den Kern der Existenz des Volkes durch. Ueberschwemmungen, Hungersnot, Plünderung und Dezimierung durch Soldaten oder Banditen — „das Gras biegt sich nach dem Winde", um Konfutse zu zitieren, „doch es bricht nie!" — Uns Europäern erscheint dies Verhalten verächtlich; aber der Chinese hilft sich damit durch die Krisen, die sein Land durchmachen muß.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 39 Mittwoch, 29. September 1926

Handel und Gewerbe am Beginne der Neuzeit

Von W. Berger.

Die großen Erfindungen und Entdeckungen, die am Ausgange des Mittelalters gemacht wurden und eine neue Zeit heraufführten, haben auch auf das Gewerbe und den Handel einen gewaltigen Einfluß ausgeübt. Weltumgestaltende Folgen hatte die Erfindung des Kompasses durch Flavio Giojain Amalfi um das Jahr 1300. Die Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus, die Auffindung des lange vergeblich gesuchten Seeweges nach Ostindien durch Vasco de Gama, die Erschließung einer neuen Welt und mit ihr den Beginn einer neuen Weltanschauung verdankt die Menschheit dem kleinen, sinnreichen Instrument, das, aus Magnetnadel und Windrose entstehend, den kühnen Entdeckern der Wegführer über das weite wogende Meer wurde, dem Schiffbau u. der Schiffahrt, dem Handel und Verkehr, dem Wissen und Können der Menschen neue Bahnen erschloß.

Nicht weniger folgenschwer ist die Erfindung des Schießpulvers geworden, die man, wenn auch mit Unrecht, meist dem Freiburger Mönch Berthold Schwarz zuschreibt. Die einfache Mischung aus Salpeter, Schwefel und Kohle hat das Heerwesen vollkommen umgestaltet. Wenn es zuerst auch ausschließlich zum Werke der Zerstörung verwandt wurde und die Burgen der Ritter mit der Gewalt des Blitzes und dem Grollen des Donners in Trümmer legte, so hat es doch der Freiheit des Geistes den Boden geebnet und eine neue Welt mit höherer Kultur, vollkommeneren Sitten und allgemeinerer Volkswohlfahrt mitheraufführen helfen.

Doch kein Erfinder verdient den Ruhm, der dem edlen Johann Gutenberg gebührt. Er, der Patrizier von Geburt, der schlichte, kunstsinnige Handwerker nach freier Wahl, hat in der Erfindung der Buchdruckerkunst das Mittel geschaffen, das göttliche Wort, das durch die Reformation aus dem Dunkel in das Licht gezogen wurde, und alles das zum Gemeingut zu machen, was die Menschheit gutes und schönes zu ihrem Nutzen und Frommen erdacht u. ersonnen hat. Bildung und Frömmigkeit, die den Menschen erst wahrhaft frei und glücklich machen, hat erst Gutenbergs Erfindung ermöglicht.

Unter solchen Bedingungen tritt uns das Handwerk des Mittelalters entgegen, strotzend von Lebensmut und Schaffenskraft, mit dem Ernst auf der Stirn und dem Scheim im Nacken, vertreten durch ein Geschlecht frommen, religiösen Sinnes, tüchtig in seinem Beruf und hoch geachtet, ein kerngesundes, herrliches Geschlecht. Nicht ohne Bewunderung ihrer Werke wird man auch jetzt die Stätten besuchen, wo in der mittelalterlichen Blütezeit des Handwerks und am Beginn der Neuzeit Albrecht Dürer, Adam Krafft, Peter Vischer, Hans Brüggemann und andere Meister in allerlei Metall- Stein- und Schnitzwerk, in Malerei und Bildnerei die herrlichen Kunstschätzen schufen, die ihnen und dem deutschen Gewerbe einen die Zeiten überdauernden Ruf gaben, und Nürnberg, die Stadt auch des Meistersingers und Schusters Hans Sachs, verdient das Lob des Dichters von Schenkendorf uneingeschränkt, der von ihr singt:

Wenn einer Deutschland kennen
und Deutschland lieben soll,
wird man ihm Nürnberg nennen,
der edlen Künste voll,
dich, nimmer noch veraltet,
du treue, fleiß'ge Stadt,
wo Dürers Kraft gewaltet
und Sachs gesungen hat.
Das ist die deutsche Treue;
das ist der deutsche Fleiß,
der sonder Wank und Reue
sein Werk zu treiben weiß.
Das Werk hat Gott gegeben.
Dem, der es redlich übt,
wird bald sein ganzes Leben
ein Kunstwerk, das er liebt.

Welche herrlichen Früchte würde wohl die Blüte des deutschen Gewerbes noch gezeitigt haben, wenn nicht der schreckliche Dreißigjährige Krieg alles das vernichtet hätte, was zu Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts sich so herrlich zu entfalten begann! Denn damals waren die Städte bewaffnete Hüter der deutschen Bildung und Kunstfertigkeit. Reich und geräuschvoll arbeitete in den engen Straßen zwischen hohen Häusern eine gesunde Kultur. Friedlich und fröhlich ging der Bürger seinem Berufe nach. Ein gesunder Wohlstand machte sich überall bemerkbar und gestattete eine behagliche Lebensführung. Brauhäuser u. Weinkeller mit gemütlichen Trinkstuben, Gast- und Klubhäuser, Apotheken und Krankenhäuser, Badeanstalten und Badestuben wurden von der Stadtobrigkeit auch für die unteren Volksschichten unterhalten.

So tummelte sich vor dem Dreißigjährigen Kriege in den Städten ein kräftiges, arbeitsames, wohlhabendes Bürgertum mit edlem Selbstgefühl. Zwar hatte der deutsche Großhandel schon verloren: der Glanz der Hansa, deren mächtigste Entfaltung im 13. und 14. Jahrhundert liegt, war im Erbleichen. Die großen Handelshäuser in Augsburg und Nürnberg, wie Fugger, Welser und andere, lebten bereits wie Erben vom Reichtum ihrer Väter, und die Ausländer waren schon gefährliche Nebenbuhler geworden. Aber noch boten die ungeheuren Slavenländer des Ostens ein großes Marktgebiet und in dem weiten Reiche blühte die Industrie; eine gesunde Ausfuhr ihrer Erzeugnisse sowie der Landesprodukte hatte den Wohlstand allgemeiner gemacht. Die Woll- u. Lederwaren Leinwand, Harnische und Waffen, die zierlichen Waren Nürnbergs „Nürnberger Tand" genannt wurden vom Ausland eifrig begehrt. Töpferei, Tuchfabrikation, Lederarbeit, Bergbau, Metallarbeit und andere Zweige gaben der Industrie einzelner Orte ein besonderes Gepräge.

Wenig hat dann jedoch der schrecklichste aller Kriege von diesem gediegenen Bürgertum übriggelassen. Was Fleiß und Kunstfertigkeit des Handwerks geschaffen hatten, — — Feuer und Zerstörungswut haben es in Trümmer und Asche gelegt. Die Mauern und Türme, die heren Dome und die sicheren Behausungen sind zerstört; Seufzer und Klagen sind an die Stelle der fröhlichen Feste, Hunger und Verzweiflung an die Stelle des Ueberflusses u. des zuversichtlichen Strebens getreten. Was der wilde Krieg noch übriggelassen hatte von armen beklagenswerter Menschenkindern, das hat die Pest dahingerafft.

Als endlich der Friede gekommen war, kannte ein im Kriege geborenes und herangewachsenes Geschlecht die Friedensarbeit nicht, und nur allmählich gewöhnte sich die entartete und verwilderte Menschheit wieder an Sitte, Ordnung und segenschaffende Arbeit. Gaben deutscher Fleiß und deutsche Kraft mit Pflug und Hacke auch dem Boden seine frühere Gestalt und Fruchtbarkeit auch allmählich zurück, so haben doch Handwerk, Handel und Industrie ihre einstige Blüte nur schwer, wenn überhaupt, wieder erlangt. An die Stelle des alten Hausrates traten rohe Formen, die freundliche Kunst schwand. Die kunstreichen Kelche und Taufbecken, der Schmuck der Kirchen, war geraubt, eine geschmacklose Dürftigkeit blieb in den Gotteshäusern fast bis in unsere Tage. Die Kunstfertigkeit der Werkstätten verkümmerte; das allgemeine Elend, die überall gleiche Armut hatten keine Aufträge für die Werkstatt. Man war froh, wenn des Leibes Nahrung und Notdurft befriedigt war. Verkümmert und verarmt war das Handwerk; jedes folgende Geschlecht kannte und konnte weniger als das vorhergehende. Viele Kunstfertigkeiten gingen sogar ganz verloren; sie mußten, wie zum Beispiel die Glasmalerei, erst im vergangenen Jahrhundert neu erfunden werden.

—⊙—

Das Oktoberfest

Von Peter Hagen-München.

Es ist ein wahres Glück, daß München seit dem Herbst vorigen Jahres wieder sein richtiges, echtes Oktoberfest hat; denn das Oktoberfest ist eine altbayrische und landwirtschaftliche Angelegenheit und dem Bewohner des Bauernlandes so notwendig wie Regen und Sonnenschein für seinen Acker. Weiß der Teufel, was die bayrische Volksseele ohne die Wiedereröffnung dieses Ventils noch angestellt hätte!

Wer etwa den Prater in Wien oder das Tivoli in Kopenhagen kennt, soll nur ja nicht glauben, er wüßte auch über das Oktoberfest Bescheid. Der Aufbau der Festwiese ist anders, die Besucher sind andere. Die Buden häufen sich derber aufeinander, um gewaltige, wirklich ganz ungeheuerliche Bierhallen; Bauern und Kleinbürger des großen Dorfes München drängen sich dazwischen. Da ist Bewegung, Tanzen, Drehen, Strudeln für Aug' und Ohr! Tausende von Lampen flimmern, funkeln, irrlichtern zum Himmel und tauchen das ziehende Gewölk in geheimnisvolles Blutrot. Die Strahlen des Leuchtturms im Ausstellungspark scheinen matt dagegen, und der Mond, dessen Sichel manchmal aus schwarzen Wolkenritzen taucht, verblaßt zu unbedeutender Schäbigkeit. Die Karussells, die Achterbahnen, die Teufelsräder- und -tonnen, alles rollt und dreht sich, horizontal, vertikal, hin und her, auf und ab, wackelnd, torkelnd, schaukelnd, sausend, in schiefen Winkeln von schwindelnden Höhen herabstürzend, bald rot, bald grün, bald weiß glitzernd und leuchtend. Ströme von Menschen quirlen und schieben sich eng durcheinander, lachen, schwatzen und singen. Aber das verschwimmt in dem ungeheuren Lärm der sämtlichen Musikinstrumente, die unter Aufbietung letzter Donnerstärken die unmöglichsten Schlager ineinander mischen. Das ist ein Tosen, Winseln, Schmettern, Heulen, daß einem Hören und Sehen vergehen müßte, wenn nicht ein Ausbruch den anderen totschlüge und so schließlich eine Hochebene von Wirbeln entstünde, die weit über die Fassungskraft menschlicher Sinnesorgane hinausreicht.

Aber dies ist nur die Außenseite, mit den reizbaren Nervenenden des Großstädters aufgenommen. Der Bauer und Bürger empfindet, von seiner Schwerhörigkeit abgesehen, den Spektakel gar nicht so sehr: für ihn ist das alles wie das Brüllen der Tiere, Rauschen der Flüsse, Heulen des Föhns, es ist Ausdruck einer großen Zeugungskraft, ein explodierendes Zuviel an Lebensfülle. Die Instinkte, die dadurch geweckt werden, liegen viel tiefer, als man meinen sollte. Neugier und Freude am Abnormen, Schauerlichen, Berührten ist natürlich da, doch wird alles Gebotene als real betrachtet, einschließlich der Frau ohne Kopf. Der Begriff Illusion ist dem Bauern fremd. Auch fehlt das Halbe, Schlüpfrige, Schielende, das die übliche Großstadterotik auszeichnet. Hier wird handfest zugepackt. Die Wirkung ist unterirdisch-paradiesische Substanzbewegung. Man kann kreischende und grinsende Bäuerinnen in der Peitschenbahn beobachten, die in eine Art Rhyth-

mische Wiedergeburt geraten, während sie, ihre runden Hüte krampfhaft festhaltend, nach irrsinnigen mathematischen Prinzipien herumgerissen werden. Das ist eine Entfesselung unleidlicher Lebensfähigkeiten. Wenn keine Karussells und Tobogane da wären, würde das Volk einfach zu tanzen anfangen und zwar in einer viel wilderen und deswegen ehrlicheren Art als bei den modernen Schleichtänzen. Kugeln doch in den späteren Abendstunden junge Burschen in so holder Schuhplattlergesinnung auf dem Rolldand herum, daß man erwachte Bären zu sehen glaubt. Solches Benehmen entspringt einer heiteren, urwüchsigen und deswegen unschuldigen Gesinnung. Die riesenhaften Stiere der landwirtschaftlichen Ausstellung und die prunkenden Braurosse, denen überall huldigende Blicke folgen, stellen symbolisch dar, was eigentlich gemeint ist. Die Krönung der Preistiere durch den Ministerpräsidenten bezeichnet den Kern des Oktoberfestes und bedeutet eine offizielle Huldigung vor dem Gott des Ackerbaus. Der Aufzug der Schützengesellschaften und das Landesschießen sind von dem gleichen Gedanken der Leistung, des Wetteifers, der Kraftprobe getragen wie die Landwirtschaftliche Ausstellung und der Lukas, der Schlaghammer, der in allen Straßen der Festwiese aufgebaut ist und großen Zulauf findet. Was Wunder, wenn sich nach getaner Arbeit die Freude über den Erfolg zu toller Lustigkeit steigert?

Diese Lustigkeit und Kraftstimmung erlebt man am unmittelbarsten in einem der großen Bierpaläste, die je mehrere tausend Personen fassen. Das Eingangstor wird flankiert von Bretzelweibern, die ihr knuspriges Gebäck in Körben oder auf Stangen gereiht feil halten. Drinnen ist auch der letzte Platz besetzt. Dichtgedrängt hocken an den Tischen Bauer und Bürger mit Weib, Kind und Kegel und verzehren ihr Abendbrot. Kellnerinnen in modernen Dirndlkostümen winden sich mit Maßkrugtrauben durch die schmalen Gänge. Musik in Oberlandtracht spielt volkstümliche Weisen. Manchmal singt das Volk mit, daß die Zeltwände wackeln, unten kollern die Urbässe, oben schrillen die Frauenstimmen, und wenn die Musik verschnauft, singt es allein, vielstimmig und in mehreren Gruppen. Brausende Hochs werden ausgebracht und immer wieder dröhnt das „Eins! Zwei! Drei! Gsuffa!" Jetzt steigen die Herren dort sogar auf die Stühle und heben die Tische hoch! Es herrscht Betrieb, Bewegung, Schwung, am meisten vor der Küche und den zehn Schänken. Man brät ganze Ochsen.

Das verrät einen Sinn für Totalität, der erstaunlich ist für unsere Zeitläufte. Die Riesenhalle, die Bierfässer, die Bretzelmonstra, der Volksgesang, die Oberlandler — das alles hat etwas kolossal Einfaches und einfach Kolossales, das jeden in seinen Bann zieht, der sich niederzulassen und seine zwei, drei Maß mitzutrinken vermag. Wer das Oktoberfest abmalen wollte, der müßte zu jenem drolligen Barockstil greifen, worin alles gleichsam in liebenswürdiger Karikatur erscheint, die pausbackigen Englein, die weißen Wolkenballen auf dem blauen Himmel, die Knödelkirchtürme und das Münchner Kindl. Sonne und Mond wären ebenfalls mit lächelnden Gesichtern dazu zu pinseln, denn das Oktoberfest ist ganz von Naturmächten bedingt und hat seine sinnvolle Stelle im Jahresumlauf. Und das macht einen seiner größten Reize aus. Jeden Tag Volksbelustigung wie in Tivoli, das würde auf die Dauer langweilig und ermüdend wirken wie ein gleichmäßig tropisches Klima. So aber hat das Oktoberfest all den Zauber der Dinge, die sich wandeln, es beginnt eines Tages, wächst, tobt sich aus und verschwindet, um nächstes Jahr wiederzukehren, ähnlich, fast gleich, und doch neu, anders überraschend.

Ein landwirtschaftliches Volksfest gehört in den Herbst. Der Großstadtmensch begeistert sich mehr für den Frühling; er riecht ihn sogar hinter seinen Mauern. Dann spürt er ein inneres Drängen und Zwicken, hat das Gefühl, hüpfen zu müssen, tritt paarweis auf, wird leichtsinnig und schwärmt. Er feiert den Mai als einen An- und Aufbruch, es geht los, es rührt sich, das Geschäft steigt — und deshalb steckt er eine Blume ins Knopfloch und erhofft soziale Umwälzungen. Es ist für ihn ein Bedürfnis, Hoffnung zur Schau zu tragen.

Der Herbst und der Bauer aber tollen, weil sie zu viel haben. Auch der Bauer wird durch den Frühling bewegt, auch er geht paarweise (wann tut er das nicht?). Aber für ihn kommt erst die Zeit der Arbeit. Er muß schaffen, daß es kracht, und im Herbst wird man sehen, ob etwas erreicht ist. Deswegen ist ihm der Herbst ein Fest, wenn die Ernte in der Scheune geborgen liegt, die Trauben reifen und die Hirsche durch die Wälder röhren. Der Bauer liebt die Fülle mehr als die Sehnsucht. Besser man hat, als man will haben. Es lassen Zusammenhänge zwischen dem Oktoberfest, den Saturnalien und dem Fasching — sie alle drei haben den gleichen Sinn. Dionysos war ein Gott des Naturlebens, des reifen Jahres, des Ueberflusses. Er bändigte die rohen Naturkräfte, heißt es, und lehrte die Völker höheren Lebensgenuß. Wo er nicht hinkam oder vertrieben wurde, sind die Naturkräfte nicht gebändigt. Also kann man sie dort auch nicht „entfesseln". Der erdfremde Mensch kann überhaupt nicht ausgelassen sein, denn er war nie gefangen, seine Kräfte blieben barbarisch, sinnlos, chaotisch. Geist und Sinnlichkeit rasen. Die dionysische Entfesselung der Urkraft ist das Gegenteil davon. Sie quillt aus der Fülle und schenkt Erfüllung, sie kennt keine Sehnsucht. Sie ist Entladung aufgesparter Kräfte. Saturnus hat den Völkern den Ackerbau gebracht; unter seiner Regierung war das goldene Zeitalter. Die Saturnalien, die man ihm zu Ehren als landwirtschaftliches Herbstfest feierte, bedeuten die Rückkehr ins goldene Zeitalter.

Droben steht die Bavaria und blickt still ins Tal hinab. Sie ist ein Symbol. Groß, stattlich, majestätisch hält sie ihren Kranz in die Luft. Welche Wucht im Oberarm! Und der gewaltige Löwe hockt ihr zur Rechten, die gebändigte und veredelte Naturkraft. Aber sie hat einen hohlen Kopf! Das Symbol Bayerns hat einen hohlen Kopf! Gegen Erlag einer kleinen Gebühr dürfen die Preußen und sonstigen „Ausländer" hineinklettern, den Kirchturmwald und die Berge bewundern und gescheit reden. Stets bevölkern neue Gäste den gewaltigen Schädel. Doch unverändert würdig ragt das eherne Bildwerk.

—⊡—

Die Jagd im Oktober

Von Wilhelm Hochgreve.

Bunt wie der Gildhardt oder Weinmond ist, so bunt ist auch die Jagd in diesem Monat. An guten Tagen halten die Hühner noch und können noch bejagt werden, sofern der Septemberabschuß durch die Witterung und verspätete Ernte beeinträchtigt wurde. Der Weidmann hüte sich jedoch, die Ketten mit Ausnahme solcher, die größtenteils aus alten Hühnern bestehen, zu stark zusammenzuschießen. Ein Hühnervolk von 8 Stück bringt sich sicherer durch einen harten Winter als eins von etwa nur 4 Stück. Schon die gegenseitige Erwärmung bedingt eine gewisse Mindeststärke des Hühnervolkes. —

Am 1. Oktober geht fast überall die Hasenjagd auf. Treib- und Suchjagden auf die Mümmelmänner sollten aber tunlichst noch unterbleiben. Es gibt noch zuviele „Dreiläufer" und die Hachfrüchte stehen zum großen Teile noch draußen. Treibjagdsmonate sind der November und Dezember und dazu die ersten Januartage. Auf dem Anstande am Waldrande aber schießt man getrost seinen Küchenhasen. Der Hase hoppelt in den ersten Oktobertagen noch meist bei gutem Lichte auf Aesung und rückt morgens wieder zu Holze, wenn „Korn und Kimme schon zusammenzubringen" sind. Deshalb läßt er sich auch meist vom geübten Jägerauge auf seine Jagdbarkeit ansprechen, d. h. ob er nicht etwa zu gering ist. Der Ansitz oder Anstand bietet, maßvoll und ohne böswillig bewußte Schädigung des Nachbarn ausgeübt, starken Reiz, auch dann, wenn's nicht knallt. Außer dem Hasen kann dabei auch ein Wildkaninchen zur Strecke kommen, ebenso eine streunende Katze oder ein räuberndes Wiesel. Dem Rehbock gewährt man wie nach seiner Brunftzeit so auch jetzt noch Schonzeit, trotzdem der Jagdkalender ihn in den meisten Bezirken nur vom 1. Januar bis Ende Mai schützt, eine Maßnahme, gegen welche die Hegerwelt bisher mit Ausnahme weniger leider vergebl. angekämpft hat. Die Wildtauben ziehen mit Ausnahme der wenigen, die bei uns überwintern. Die meisten streben gen Süden. Wo starke Schwärme einfallen, läßt sich durch Anschleichen und Ankriechen, eine gute Vorübung für die Birkhahnjagd und zur Ersparung der Kosten für einen längeren Aufenthalt in Marienbad und anderen entfettenden Kurorten, noch manche Beute erzielen. Ebenso bietet noch der Ansitz unter den „Taubeneichen" im freien Felde und an der Tränke Gelegenheit zu ein paar erfolgreichen Schüssen. Der herbstliche Schnepfenstrich ist in vollem Gange. Beim Anstand und Buschieren mit dem guten Hunde werden noch einige erlegt. Wer Fasanen und Birkwild im Revier hat, streift auch auf dieses bunte Federwild durch den bunten Herbstwald bezw. durch Heide und Moor, wo das Heidekraut verglüht ist und wieder sein bescheidenes Braun zeigt. Dafür aber leuchten in allen Farben die Birkenbüsche, zu denen düftere Wacholder und einsame Föhren wunderbare Gegenstücke stellen.

Frei ist in diesem bunten Jagdmonat auch weiter die Jagd auf Trappen, Enten und Krammetsvögel. Den Dachs schonen wir, wie schon im Vormonat, wenn er nicht im Uebermaße auftritt, was heute kaum jemand ehrlich behaupten kann.

Obwohl die Krone der Niederjagd, der Rehbock, dem vernünftigen Weidmann jetzt also keinen Anreiz mehr zum Jagen bietet, ist doch der Weinmond jagdlich so vielseitig, daß jeder Jäger auf seine Rechnung kommen muß. Voraussetzung bleibt immer die Qualität des Reviers und — des Jägers, dem jenes unvertraut ist.

Wer eines Reviers würdig sein will und von ihm jagdlich etwas erwartet, der darf auch im Oktober seine Hegerpflichten nicht vergessen. Gerade dieser Vorbote des Winters erheischt ganz besondere Hegerarbeit. Wer seine Fasanen im Revier behalten will, muß regelmäßig füttern.

Ebereschen, Kastanien und Eicheln werden gesammelt und sorglich aufbewahrt. Bieten sie doch unserm Schalenwilde die wertvollsten Futtermittel für den Winter. Rübenvorräte sind rechtzeitig zu beschaffen, da sie im Winter selbst meist nicht mehr oder verteuert zu haben sind.

Die Wildäcker werden mit Wintergetreide bestellt, Helianthi- und ähnliche Kulturen werden dem Wilde freigegeben.

Der Hochwildjäger erlebt im Oktober (in den meisten Rotwildrevieren unseres Vaterlandes) die Hauptzeit der Hirschbrunft, die aber bereits gegen den 8. Oktober hin abflaut und danach fast überall völlig aufhört. Daß hier und dort noch ein paar Mal ein Hirsch schreit, sagt nichts. Gegen Ende der Brunft kommt der Hirsch rasch ab, weshalb in Staatlichen Revieren der 10. Oktober mit seltenen Ausnahmen der letzte Jagdtag für den Hirschjäger ist. Kümmerer werden aus zuchtbegerischen Gründen unbekümmert noch abgeschossen. In der Hauptsache aber gilt die Jagd nach der Brunft dem Kahlwilde, das von der Mitte des Monats ab gejagt werden darf. Sicher bestätigte Gelttiere, Schmaltiere und Kälber kommen für den Abschuß in Betracht. Die Abschußziffer („Etat") richtet sich nach den Bestandsverhältnissen. Die meisten Rotwildreviere haben ähnlich den meisten Rehrevieren zuviel Kahlwild. Ein Geschlechterverhältnis von 1 : 2 bis 3 findet man selten, meist von 1 : 4 bis 8. Das ist aber unnatürlich. Hier hat die Büchse des erfahrenen Hochwildjägers und Kenners seines Wildes zu sprechen. —

Im Oktober tritt das Damwild in die Brunft Was für den Abschuß des weiblichen Rotwildes gilt, hat auch auf das Damwild Bezug.

—⊡—

Augustulus

Zur Erinnerung an das Ende des weströmischen Kaiserreiches im September 476.

Von Dr. F. Ernst.

Odoaker, der baumlange Herulerhäuptling, der unter der Wirkung der fetten italienischen Weine seinen Wehrgürtel jedes Jahr einige Finger weiter machen mußte, hatte den letzten Kaiser Westroms, den kindlich schmalen Romulus Augustulus entthront, wie man ein Kartenhaus umknipst, hatte aber, nachdem der gefährlichere Vater Orestes enthauptet war, das kraftlose und schmächtige Söhnchen mit einem kaiserlichen Jahresgehalt von 6000 Goldstücken und einer Schar schlanker Mädchen auf die noch immer traumhaft schöne Villa des Lukullus in Campanien gesetzt, um, falls es die hohe Politik erfordern sollte, unversehens einen echten römischen Imperator bei der Hand zu haben. Ja, er war klug, dieser schwere Mann, der kein reines Lateinisch sprechen konnte, sondern sich drollig genug in der mit gotischen, fränkischen und vandalischen Worten überladenen Lagersprache verständigte.

Romulus, das Kaiserlein, saß im Kreise seiner Frauen und horchte auf eine eintönige Musik, die zwei braune Nubierinnen ihren langhaarigen Lauten entlockten, während eine junge Schöne aus Bubastis einen feierlich-mystischen Tanz dazu erfand; seine blonde Freundin aus Massilia stützte ihren runden Arm auf sein Knie, spähte versonnen in die flimmernde Landschaft hinaus und sah zu, wie hinter den finsteren uralten Cypressen und der gefächerten Pinie, die sich im Teich spiegelte, das Albanergebirge immer mehr in abendlich kleinem Dunstgewirr verschwand.

Da kam, bestäubt von weiter Reise, Barkas, des Romulus allmächtiger Hausmeister an und hat, nach der vorgeschriebenen höflichen Verbeugung, seinen Herrn um eine Unterredung. Unter schweren Augenlidern blinzelte der entthronte Kaiser den erhitzten Ankömmling an, dann, als er dessen Erregung fühlte, folgte er ihm in einen überwucherten Seitenweg.

„Odoaker kommt, o Herr, er wird dich aufsuchen, hier, nach sicherster Meldung wird er dich, wie einen Schmetterling, beim Nachtmahl an die Wand spießen, man hat dich verleumdet, du lauertest auf den Thron, er fürchtet dich, eigenhändig will er dich töten, wie er deinen Vater, den Patricius, hat hinrichten lassen!"

Der lässige Kaiser, jetzt ganz verändert, plötzlich eine geschmeidige Klinge von Stahl, horchte mit fliegendem Atem den Hausmeister aus. Daran, daß Odoaker auf dem Wege zu ihm sei und schon in ein paar Stunden da sein könne, war nicht zu zweifeln. Man sah, wie die Lebensangst den Jüngling schüttelte.

„Ist die Flucht bereitet, stehen beim siebenten Meilenstein die Pferde, wartet in Ostia das Schiff, ist im gallischen Vinetum die Villa gekauft und das Gerücht verbreitet, daß der leidende Archidiakon aus Athen an der Küste Galliens Heilung suche? Hast du die wertvollen Schätze, die Edelsteine und alles andere gepackt, damit wir es mitnehmen können?"

Der Hausmeister bejahte.

Und während das schnurrende Geräusch der Negermusik durch die hohen Cypressen rauschte, breitete der seltsame Jüngling die Arme aus und sprach, fremdartig zerhackt zu dem Hausmeister: „Barkas, ich werde frei sein, ich werde diesen ganzen Schwarm von Frauen los sein, diese mir verhaften Gärten, diese Säulengänge, zerbrochenen Statuen, Teiche, Flüstermege, das Belauertsein, die Knechtschaft, ich werde allein sein können, frei, mündig, gehen, wohin ich will!"

Der vogeläugige Barbar, dessen magere Hände an Geierkrallen erinnerten, nickte dazu mit einem verschlossenen Gesicht, und als die Dunkelheit eingebrochen war und nur die Zikaden ihr eintöniges Zirpen in das rieselnde Rauschen der alten Bäume mischten, verließen, noch ehe Odoaker mit den Seinen eintraf, zwei Schatten, die eine schwere Kiste auf ein drittes Pferd luden, den Herrensitz des Lukullus in der Richtung auf Ostia.

In einem verfallenen Grabmal sollten die neuen Pferde warten. Augustulus, von Barkas aufgefordert, stieg ab und schritt in die dunkele Wölbung. Angst hielt sein Herz wie mit Klammern umschlossen.

Da fühlte er, wie einen Hieb, das ganz Unerwartete, einen plötzlichen Dolchstoß des Afrikaners, der aber an dem schmiegsamen Kettenpanzerhemd, das er heimlich angelegt hatte, machtlos abglitt.

Zugleich war aber auch sein Dolch frei und flog — diese Kunst hatten ihm persische Gaukler beigebracht — wie ein Pfeil aus der Finsternis gegen den in der Helle der Türöffnung sich abzeichnenden Körper des Barkas, wo der Hals sich an den Rumpf anschließt.

Grell klang ein gurgelnder Schrei des Getroffenen, dessen durchschnittene große Halsader in Augenblicken das Leben entfliehen ließ, während das Kaiserlein, wie ein Tier in der Dunkelheit sich bergend, den Erfolg seines Wurfes beobachtete. Erst den Sterbenden, der keine Kraft mehr zur Gegenwehr hatte, traf ein zweiter tödlicher Herzstoß.

Eine halbe Stunde arbeitete der Kaiser keuchend, um die Kiste zu verbergen. Erde und Steine schichtete er darauf, dann schleppte er den noch warmen Körper in einen wassergefüllten Graben, wo er ihn versenkte, mit Steinen beschwert.

Er warf sich auf sein Pferd; das des Barkas und das dritte führte er am Zügel. In der Hälfte der Zeit war er zurück. Lärm und lautes Heilrufen hörte er schon von fern. Er schlüpfte unbeobachtet in den Parkbereich, nahm ein anderes Gewand, ließ das Panzerhemd aber an und schritt in die große Halle.

Odoaker, der Patricius, sein geneigter Herr, kam ihm entgegen, er scherzte gerade in seiner polternden Bärenart mit den eingeschüchterten Mädchen.

Er frogte, wo er geweilt hatte.

Augustulus war wieder der träumerische, knochenlose Knabe. „Auf der Höhe des Berges, in Betrachtung des Himmels versunken", antwortete er, „vielleicht steht unser Schicksal dort oben!"

Darüber wollte sich der Koloß schier totlachen, dann aber nahm er den Cäsarep Romulus beiseite, hielt ihn, der innerlich erstarrte vor Angst, äußerlich aber unaufmerksam-dösig aussah, gutmütig am Arm fest und sagte: „Kind, Kind, du bist nicht in guten Händen. Da hast du einen Hausmeister, einen gewissen Barkas, einen Lumpenhund, den laß aufhängen, oder soll ich es tun? Der ist bei meinen Leuten gewesen und hat dich verklagt, er brachte auch Schriften mit; er hat gesagt, du trachtetest mir nach dem Leben!"

Odoaker lachte dröhnend, sodaß der dreihundert Jahre alte Mörtel der Säulenbogen herunter knisterte.

„Und wollte Geld von uns haben, damit er dich umbringen könnte, der Lumpenhund!"

„Er ist mir heute entflohen, Ehrwürdiger", antwortete gleichgültig der lächelnde Knabe und spielte gedankenlos mit den Falten seiner Toga, „er ist mir entflohen, fort, ich weiß nicht, wo er sich befindet. Also der? Ich dir nach dem Leben trachten? O König Odoaker, mit meinen Mädchen vielleicht? Aber komm, Ehrwürdiger, zum Falernet!"

Und im Kreise der schönen Frauen aus Numidien, Hellas und Syrien, hob Augustulus den Becher und nippte, Odoaker dagegen trank gewaltig und ließ dazu sein gutmütig-breites Gelächter erklingen, in das seine Heergenossen jubelrufend einstimmten. Und allmählich merkte Romulus Augustulus an den Reden des Trunkenen, daß von diesem schweren Herulerkönig ihm auch nicht der Schatten einer Gefahr drohe und begann sein Gefängnis zu lieben.

Am Ende war auch die ganze Geschichte mit der Villa im gallischen Vinetum eine einzige große Lüge des Barkas und echt nur das Haar seiner hübschen blonden Freundin aus Massilia.

Er ließ die goldenen Locken durch die Finger gleiten und lauschte scheinbar eifrig den scharfgewürzten Soldatengeschichten Odoakers und seiner Genossen, in Wahrheit suchte er verzweifelt, etwas zu finden, was ihm unumstößlich beweisen könnte, daß diese goldenen Locken und das Gelächter Odoakers und die Villa des Lukullus und die Leiche des Barkas nicht auch ein Irrtum, die geschwätzige Erfindung eines Dichters seien.

—⊡—

Das Rätsel der Bildhauerinsel

Von H. Steffenhagen.

Bildhauerinsel! Wer hat einmal davon gehört? Nun, man kennt wohl eine Insel der Seligen, wo man von allerlei Ewigem, Märchenhaftem, Rätselhaftem träumt. Und doch gibt es eine Insel der Bildhauer, die diesen Namen weit eher verdienen würde als den, welchen sie durch Zufall erhalten hat: Osterinsel. Inmitten der ungeheuren Wasserfläche der blauen Südsee entdeckte der kühne holländische Seefahrer Roggeween auf seinen Fahrten im Stillen Ozean am Ostersonntage des Jahres 1722 eine bis dahin unbekannte Insel, der er nach dem Tage der Entdeckung den Namen gab. Dann vergingen wieder mehr als fünfzig Jahre, ohne daß von jener fernen Insel irgend eine Kunde nach Europa gedrungen wäre. Im März 1774 lief dann James Cook auf seiner zweiten Weltumsegelung nach hundertdreitägiger mühseliger Fahrt die Insel an und ankerte drei Tage lang an der Nordküste. Cook selbst ging zwar nicht an Land, da er arg vom Skorbut geschwächt war, wohl aber der Botaniker der Expedition nebst mehreren Offizieren. Zwölf Jahre später warf La Pérouse Anker bei der Insel, aber erst in neuerer Zeit, nachdem anfangs der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der französische Missionar Eyraud auf der Insel seine Missionstätigkeit aufgenommen hatte, wurde die Insel genauer erforscht.

Aber bereits die ersten Besucher berichteten von den seltsamen Zuständen auf der Insel und ihren Bewohnern wie von einem Märchen- und Wunderland. In den Weiten des östlichen Pazifik, viertausend Kilometer westlich von Valparaiso ragt die kleine, kaum über drei deutsche Meilen sich ausdehnende Basaltinsel kahl und einsam aus tiefen Fluten, — ein fern nach Osten versprengter, letzter Ausläufer der Polynesischen Welt. Dürftige Fauna und Flora, alles fließende Wasser fehlt auf dem porösen Boden, kein Baum belebt die steinerne Physiognomie der durchaus vulkanischen Landschaft.

Doch etwas Seltsames, Rätselhaftes überraschte schon die ersten Europäer, die vor zweihundert Jahren dieses noch heute ganz abseits der großen Schiffahrtslinien liegende Eiland betraten. Hunderte von mächtigen Steinstatuen, meist mehrere Meter über den Boden ragend, unter ihnen Kolosse von 20 Metern Gesamtlänge, sind über die Insel verstreut, liegen zu Dutzenden in Trümmern auf riesigen, halbzerfallenen Terrassen, stehen einsam an öden Plätzen, auf Strand und Hügel, und starren in ganzen Scharen an den Abhängen, ja selbst an den inneren Kraterwänden eines auf der Osthälfte sich erhebenden erloschenen Kraters. Manche dieser Figuren, obwohl fast sämtlich nach demselben Typus gestaltet, zeigen eine urwüchsige, drohende Wucht des Ausdrucks und bei aller oft fast rohen Primitivität eine von verblüffendem Stilgefühl zeugende Sicherheit der Gestaltung. Noch liegen in den verlassenen Steinbrüchen die steinernen Meißel und harte Obsidianspitzen, mit denen die Bildhauer entschwundener Zeiten diese Legion steinerner Giganten aus dem weichen Lavatuff herausmeißelten, während aus dem grasigen Boden nach allen Richtungen hin die wunderlichen Riesenköpfe herausstarren, mit schmalen Stirnen, tiefen, dunklen Augenhöhlen, langen Ohren, großen, kantigen Nasen und strengen, fest zusammengepreßten Lippenwülsten, — eine fremdartige, verwunschene Welt.

„Viel Gewaltiges gibt es, und doch ist nichts gewaltiger als der Mensch." Diese Weisheit des griechischen Dichters Sophokles trifft auch auf die stummen Zeugen aus grauer Vorzeit auf den Osterinseln zu. Unser heutiges „aufgeklärtes" Geschlecht blickt mit Stolz auf die Errungenschaften der Wissenschaft, die ihr Licht auch in die dunkelsten Zeiten der Menschheits- und Kulturgeschichte wirft. Viele Rätsel hat sie gelöst, aber es ist wunderbar, daß gerade dabei immer neue unlösbare Rätsel entstehen.

Zu dieser Ueberzeugung kommt man, wenn man das im Inselverlag Leipzig erschienene neue Buch „Die Osterinsel" liest. Sein Verfasser, der deutsche Ozeanforscher Friedrich Schulze-Maitzer, behandelt darin eingehend die seltsamen Funde auf der Osterinsel und sucht in scharfsinniger Weise, die Geheimnisse, die sie in sich bergen, zu lüften. Aber er muß bekennen: „Ein wahres Knäuel von Problemen bietet die Osterinsel dar. vielleicht das verschlungenste und verwirrteste der ozeanischen Vorgeschichten überhaupt. Wer waren die Menschen, von denen diese Ueberreste eines auffallend entwickelten Volkstums stammen? Wann lebten sie? Wo kamen sie her? Kamen sie vielleicht von den Gestaden Südamerikas oder kamen sie wirklich, wie eine alte Tradition berichtet, von den heißen Galapagosinseln? Wann und von wem, wie und warum wurden die mächtigen megalitischen Figuren errichtet? Waren die Skulpturen Idole von Göttern, waren sie Erinnerungsmerkmale an Ahnen? Der Forscher sucht scharfsinnig all diese Fragen zu lösen, aber je tiefer er in die Geheimnisse einzudringen sucht, desto mehr Rätsel tauchen auf: Wie war es überhaupt möglich, diese mitunter vierzig bis fünfzig Tonnen wiegenden Massen über oft recht schroffe Niveauunterschiede weit wegzubewegen, sie aufzustellen und ihnen obendrein mühlensteingroße Zylinder aus rotem Tuff auf die Köpfe zu praktizieren? Steckt etwa doch ein Körnchen Wahrheit in der durch okkulte Offenbarungen gestützten Behauptung der Theosophen, die gigantischen Monumente des Eilandes stammen gar nicht von Menschen unseres Schlages her, sondern von den Riesen einer uralten Weltepoche, den ungetümen Bewohnern eines untergegangenen Kontinents Lemuria, der einst das Gebiet des Indischen und des Stillen Ozeans eingenommen habe und dessen letzter Ueberrest die Osterinsel sei.

Tief schürfend gibt der Verfasser auch sonst lehrreiche Aufschlüsse über die Kultur des Eilandes. Er berichtet ausführlich von dem mit höchster Leidenschaft getriebenen Vogelkult der Inselbewohner, von ihrer Religion, ihrer Dämonologie, ihren Riten, ihren Festen, ihren Legenden und ihren Ueberlieferungen und führt uns vor allem zu den Stätten, wo die Bildhauer der Insel bei der Arbeit waren. Besonders fesselt den Leser sicherlich der Abschnitt des Buches, der sich mit den „sprechenden Hölzern" beschäftigt. Sie enthalten die einzige Schrift, die man bisher bei den Bewohnern der Südseeinseln entdeckt hat. Diese Holztafeln wurden von dem erwähnten Missionar Eyraud aufgefunden und waren damals noch in großer Zahl vorhanden. Aber in seinem Bekehrungseifer ließ er diese heidnischen Urkunden, die nach den Aussagen der Inselbewohner unter anderem auch die Schöpfungsgeschichte behandeln, durch Feuer vernichten. Nur dadurch, daß sich ein Insulaner aus diesen Tafeln ein Boot baute, sind doch noch eine Reihe auf die Nachwelt gekommen. Leider stehen wir aber auch bei diesen Tafeln wieder vor Rätseln. Woher rühren, was überliefern die kunstvoll eingravierten Hieroglyphen dieser hölzernen Schrifttafeln, deren Entzifferung trotz mannigfacher gelehrter Bemühungen bis heute nicht gelingen wollte? Wie kam gerade die abgelegenste Insel Polynesiens zu dem Unikum einer Schrift? Mit den Schriftzeichen, wie sie sich auf den Tafeln finden, haben, als die Spanier 1770 von der Insel Besitz ergriffen, der Häuptling und die vornehmsten Männer den Vertrag unterschrieben. Heute ist die Kenntnis dieser Schriftzeichen auch bei den Eingeborenen völlig verloren gegangen, obwohl